

Predigt am 15. Sonntag nach Trinitatis, 24. September 2017, Lukas 18,28-30

28 Da sprach Petrus: Siehe, wir haben, was wir hatten, verlassen und sind dir nachgefolgt. 29 Er aber sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Es ist niemand, der Haus oder Frau oder Brüder oder Eltern oder Kinder verlässt um des Reiches Gottes willen, 30 der es nicht vielfach wieder empfangt in dieser Zeit und in der kommenden Welt das ewige Leben.

Haus, Ehe, Familie aufgeben, hinter sich lassen, um des Reiches Gottes willen. Ein Konzept, das ein bisschen aus der Mode gekommen zu sein scheint, zumindest in unserer Gegend. Wirkt auf uns doch auf den ersten Blick etwas zu radikal. Muss das denn sein? Sonntags glauben reicht doch auch, oder nicht?

Für weniger als das Reich Gottes sind wir interessanterweise schnell bereit, eine ganze Menge Dinge aufzugeben. Vom Reich redet man ja in der Politik dieser Republik nicht mehr. Aber für die Macht oder den Einfluss im Land, für eine Änderung der Mehrheitsverhältnisse und der Kultur, haben sich Menschen ziemlich reingehängt, und vieles andere war dann nicht mehr so wichtig. Geschichten davon, wie wegen des politischen Engagements eines Ehepartners die Ehe und Familie auseinanderbrach, gibt es immer wieder. Natürlich finden wir diese Geschichten da am lustigsten, wo die betreffende Partei selbst so tut, als wäre sie konservativ und wollte die traditionellen Werte erhalten. Da kann man den Widerspruch so schön mit Händen greifen. Aber passieren tut das andauernd und auch nicht erst seit diesem Jahr.

Es ist auch nicht selten, dass Menschen für den Job oder den Sportverein ihre anderen Bindungen hintenanstellen. In Kauf nehmen, dass sie kaputtgehen.

So etwas wird zwar bedauert. Aber es ist irgendwie gesellschaftlich akzeptiert. Vielleicht auch, weil die Betroffenen sagen, das sei ja einfach so passiert und sei gar nicht ihre Entscheidung gewesen. Naja. Spätestens ab dem Moment, wo man weiß, was passieren kann, ist es eine eigene Entscheidung, ob man das in Kauf nimmt oder nicht.

Sobald es aber um einen Gott geht und um dessen Herrschaft, sind sogar die, die an diesen Gott glauben, irritiert, wenn jemand so radikal ist. Und die gibt es ja heute auch:

Sie haben alles hinter sich gelassen. Ihre Familie gehört nicht mehr zu ihnen. Die Kultur, in der sie aufgewachsen waren, interessiert sie nicht mehr. Manche haben sogar den alten Namen abgelegt, um allen klar zu machen: Ich bin jemand Neues, ich gehöre zu einer neuen Welt. Heimlich haben sie sich davongemacht. Das nächste, was die leiblichen Verwandten von ihnen erfahren, ist eine Nachricht aus einem fernen Land, dann oft lange oder für immer gar nichts mehr. Die Verwandten verstehen es nicht, was mit ihnen los ist. Aber sie selbst sind überzeugt: Das hier ist jetzt der richtige Weg. Den muss ich weitergehen. Was auch immer ich hinter mir gelassen habe, ich bekomme hier viel mehr zurück.

So erleben es junge Menschen aus Deutschland und ihre Familien, wenn sie eines Morgens weg sind und auf dem nächsten Foto fast voll verschleiert Grüße aus dem Gebiet des sogenannten Islamischen Staats schicken. Bereit für den vermeintlichen Märtyrertod oder für die Ehe mit einem Kämpfer oder beides.

Und so erleben es Menschen aus muslimischen Ländern, die auf manchmal abenteuerlichen Wegen Berührung mit dem christlichen Glauben gefunden haben. Sie können ihren Glauben in diesem Land nicht ausüben, aber es gibt für sie nichts Wichtigeres mehr als Jesus zu folgen. So sind sie verschwunden, und das nächste, was ihre Eltern oder Kinder von ihnen bekommen, ist ein Gruß aus Deutschland. Vielleicht mit einem Foto von ihrer Taufe.

So ähnlich können die Geschichten klingen.

Alles hinter sich lassen, sich einer neuen Gruppe anschließen, koste es, was es wolle, weil man doch weiß, es bringt noch mehr Gewinn – das ist ein Muster. Das gibt es in vielen Religionen. Kein Wunder, wenn da ganz unreligiöse Menschen sagen, die sind im Grunde alle gleich.

Aber wir spüren wahrscheinlich, dass da trotz aller Gemeinsamkeiten irgendwas nicht gleich ist. Was ist das?

Jene jungen Frauen und Männer, die sich dem politischen Islam anschließen, verstehen den Ruf dieser Religion so: Du musst dich entscheiden. Wenn du dich ganz diesem Gott verschreiben willst, dann musst du dein altes Leben abschütteln, dann darfst du zu deiner Familie und zu allen, die deinen Glauben nicht teilen wollen, keinen Kontakt mehr haben. Entweder sie sind mit dir, oder sie sind deine Feinde. In einer Familie, die nicht diese Religion teilt, den Glauben zu leben, erscheint ihnen unmöglich. Ob sie damit den Religionsgründer richtig verstanden haben, muss man dort diskutieren. Viele Muslime, die bei uns leben, sehen das völlig anders. Aber das ist die Einstellung, die sie zeigen, und sie sind ja nicht die ersten, die sich so verhalten. Sie glauben, dass ihr Gott es verlangt. So wie es auch sonst manchmal zu hören ist, dass der Job oder die Partei oder das höhere Ziel Opfer verlangt.

Jene, die als Christinnen und Christen zu uns geflohen sind, die haben es ja keineswegs so verstanden, dass sie nun unbedingt aus dem Iran, Nordkorea, Saudi-Arabien oder den Malediven verschwinden müssten, um mit Gott im Reinen zu sein. Nein, der Gott, den sie in der Bibel kennengelernt haben, verlangt nicht, dass sie alle hinter sich lassen, die ihren Glauben nicht teilen. Da, wo sie frei ihren Glauben leben können, da bleiben sie gern, und da wissen sie sich von Gott hingestellt, mitten in eine Umwelt, in der sie ein Fremdkörper sind. Nur wenn sie ihren Glauben an Christus nicht frei ausüben können, oder wenn sie gar gezwungen werden, einen anderen Gott anzubeten als den, der in Jesus in die Welt kam, dann stehen sie vor der Entscheidung, ihrem Gott oder ihren alten Bindungen treu zu sein. Aber es ist nicht Gott, der sie vor diese Entscheidung stellt, sondern es ist die Welt, die es verlangt.

Wer also vor der Familie oder der Gesellschaft oder der Arbeit auf die Flucht gehen und sich ganz zurückziehen will, kann das gern machen, kann sich dafür aber nicht auf Jesus berufen. Dafür muss man schon andere Gründe finden.

Jesus sagt, es gibt Menschen, die alles andere, Haus, Ehepartner, Geschwister, Eltern, Kinder, hinter sich lassen, um Gottes Herrschaft zu suchen. Und Jesus verspricht nicht mal, sondern stellt einfach nur fest: Sie bekommen viel mehr wieder als sie verlassen haben.

Es gibt auch Menschen, bei denen ist es umgekehrt. Die stürzen sich ganz in die Suche nach Gottes Herrschaft, um mit dieser Begründung dann gut ihr Leben mit Haus und Familie hinter sich zu lassen. Sie flüchten vor der Verantwortung und denken, das wäre fromm. Über diese Menschen redet Jesus hier nicht.

Auch Petrus, der sich vorher zu Wort gemeldet hat, ist keiner von ihnen. Ja, er sagt „Herr, wir haben, was wir hatten, verlassen, und sind dir nachgefolgt.“ Es klingt ein bisschen großspurig, so nach „sieh mal, wie fromm wir sind!“ Aber so ist es nicht gemeint. Kann es ja auch gar nicht. Denn, wir müssen uns eins klarmachen:

Es gibt in Israel einen Witz, da fragt ein Jude den andern: „Was machst du heute so?“ und der andere sagt „Ich sehe mir das Land an.“ Darauf fragt der erste „Und was machst du nachmittags?“ So groß ist das Land nicht. Die Jünger sind mit Jesus nicht in die Fremde gezogen, die waren in der Gegend. Meistens so nah an zu Hause, dass sie in der Nacht im eigenen Bett sein konnten. Oder im eigenen Boot. Petrus war verheiratet, der erste Papst. Er hatte sogar zu seiner Schwiegermutter ein so gutes Verhältnis, dass sie eine der ersten war, die Jesus geheilt hat, als sie mal krank war. Wir wissen aus späteren Notizen, dass der eine oder andere der Jünger auch mit seiner Ehefrau auf Missionsreise war. Die haben also gar nicht alles verlassen. Trotzdem sagt er das. Und hat recht. Denn das entscheidende ist: Sie sind ihm nachgefolgt. Sie sind mit ihm gegangen. Alles, was sie besaßen, alles, was ihnen im Leben wichtig war, war dafür kein Hindernis. Das geht auch anders. Wir kennen vielleicht die Geschichte von dem reichen Mann, der Jesus fragt, was er tun muss, um das ewige Leben zu haben. Die Gebote hat er immer alle gehalten, sagt er, und Jesus hinterfragt das auch nicht. Aber er sagt: Eins fehlt noch. Verkaufe deinen Besitz, verteile den Erlös unter den Armen und dann komm und folge mir. Das bekam der junge reiche Mann nicht hin. Er wollte wohl gern das ewige Leben haben, aber dafür das jetzige irdische Leben aufgeben, das schien ihm in dem Moment ein zu hoher Preis. Das war die Sache, die ihn daran gehindert hat, Jesus zu folgen. Daran hat er sich geklammert. In der Bibel ist diese Geschichte direkt vor dem passiert, was heute Predigttext ist. Daran denkt Petrus und sagt: Uns hat unser Besitz nicht daran gehindert, dir zu folgen. Wir haben uns mehr an dich als an irgendwas Anderes geklammert. Deswegen mussten sie es auch nicht hinter sich lassen. Es genügte, dass sie es hinter ihm ließen. Dass er für sie ganz vorn stand. Damit veränderte sich das Verhältnis zu allem andern. Weil es nicht mehr so wichtig war, durften sie es behalten. Weil sie es gelassen hat, wurde es ihnen gelassen, und sie blieben ganz gelassen.

Machen wir die unangenehme Frage auf: Was wäre es, was uns hindern könnte, Jesus zu folgen? Was könnten wir nicht lassen? Wäre es okay, das eigene Heim aufzugeben, wenn wir es müssten? Können wir darauf verzichten, von anderen Bestätigung zu suchen, weil es uns genügt, dass wir sie von Jesus bekommen? Könnten wir es ertragen, dass unser Heimatland sich verändert, wo wir doch wissen, dass Jesus uns mit seinem Tod am Kreuz längst ein himmlisches Zuhause geschaffen hat? Was wäre es viel friedlicher auch in unserem Land, wenn für mehr Menschen das Reich Gottes, seine Herrschaft wichtigste im Leben wäre. Wir wären uns dann in politischen Fragen immer noch nicht alle einig. Aber sie wären nicht mehr das wichtigste. Weil man weiß, dass man in Gottes Reich zu Hause ist und dass dieses Reich auf jeden Fall kommt und ganz anders sein wird, müsste man nicht mehr so erbittert darum kämpfen, was sich in unserem Land ändern soll und was nicht. Man könnte beherzt und mit Argumenten darum ringen, aber man müsste sich nicht mehr davon abhängig machen. Das würde dem Klima sehr gut tun.

Vielleicht hat also die wachsende Aggression in den politischen Auseinandersetzungen in unserem Land auch damit zu tun, dass zu viele Menschen Gottes Reich aus dem Blick verloren haben. Und es teilweise nicht mal wissen. Nur eine Vermutung.

Denn die Stelle, an der Gottes Reich steht, der sich alles andere unterordnet, die bleibt nicht einfach leer, sondern da stellen wir dann schlechtere Sachen hin, die für viel weniger viel größere Opfer verlangen.

Nur wenn es um Gott geht, scheint das Konzept aus der Mode gekommen. Für Gott und seine Herrschaft alles andere hinter sich lassen. Für immer und vollständig? Muss das denn sein?

Da, wo es nicht sein muss, sondern wo Gott uns all das schenkt und wir mit ihm im Mittelpunkt dies alles behalten können, da sollen wir es auch tun. Und Gott dafür danken. Es ist keine Selbstverständlichkeit, und es leben Menschen unter uns, die es anders erlebt haben. Gott schenke uns seinen Geist, dass auch wir diese Prioritäten nicht durcheinanderbringen. Dass seine Herrschaft für uns das wichtigste bleibt und wir ihm folgen, wo er vorangeht. Amen